

A. REFERATE ÜBER DEUTSCHSPRACHIGE  
NEUERSCHEINUNGEN

JOHANNES HAAG: *Erfahrung und Gegenstand*. Das Verhältnis von Sinnlichkeit und Verstand (Philosophische Abhandlungen, Bd. 95). 464 S., Vittorio Klostermann, Frankfurt a. M. 2007; ISBN 978-3-465-035-03525-1, EUR 49,-

Die Frage, mit der sich Johannes Haag in *Erfahrung und Gegenstand* auseinandersetzt, lautet: „Auf welchem Grunde beruht die Beziehung desjenigen, was man in uns *empirische* Vorstellung, d. i. *Erfahrung* nennt, auf den Gegenstand überhaupt?“ (52).<sup>1</sup> In seiner Behandlung dieser Frage orientiert er sich an Kant und Sellars; er tut dies aber stets mit klarem Blick auf sein Thema und in systematischer Ansicht, so daß die Auslegung der Texte dieser Autoren nie zum Selbstzweck verkommt.

Sellars übersetzt Kant im Wesentlichen in Begriffe der analytischen Sprachphilosophie seiner Zeit; der These entsprechend, daß zwar nicht alles Denken sprachlich sei, daß aber manche sprachliche Äußerungen lautes Denken seien (59). Man kann demnach das Denken und Erkennen dadurch analysieren, daß man seinen unmittelbaren sprachlichen Ausdruck betrachtet. Empirische Erkenntnisse kann man genauer verstehen, indem man Sätze der Form „Dies S ist F“ betrachtet, die von einem gegebenen S aussagen, daß es F sei. Die Anschauung, die laut Kant in einem kategorischen empirischen Urteil unter einen Begriff gebracht wird, spiegelt sich hier im „dies S“ wieder. Haag nennt Anschauungen auch „Demonstrativa der Sprache des Geistes“ (313). Durch diese Übersetzung kann man Kant, auch wenn sie ihm nicht vollends gerecht werden sollte, auf Debatten innerhalb der sprachanalytischen Philosophie beziehen. Es ergibt sich zum Beispiel, daß ein Satz der Form „x ist ein S und es ist F“ die Struktur einer empirischen Erkenntnis *nicht* adäquat ausdrückt. Denn sie zerlegt die Erkenntnis, daß ein S die Eigenschaft F hat, in eine *bloße* Bezugnahme auf ein x, die nach Kant blind ist, und zwei *bloße* Begriffe („... ist ein S“ und „... ist F“), die Kant zufolge leer sind (KrV B 75). Kant kann man also eine Begründung der These entnehmen, daß Anschauungen begrifflich geprägt sein müssen, *bevor* sie in Urteile eingehen können. Das ist eine Einsicht von großer Wichtigkeit, denn sie untergräbt das Fundament der Prädikatenlogik. Haags Verdienst ist

---

1 Seitenangaben beziehen sich im Folgenden, wenn nicht anders vermerkt, auf „Erkenntnis und Gegenstand“; „KrV“ steht für Kants „Kritik der reinen Vernunft“.

es, daß er diese und andere Grundelemente der Sellars'schen Kant-Interpretation engagiert, systematisch und in faßlicher Weise präsentiert; oft besser als Sellars selbst. So kann er zeigen, daß eine Auseinandersetzung mit Kant und Sellars lohnt. Was auch immer an Haag auszusetzen ist, schmälert dieses Verdienst nicht.

Haag betont mit Sellars, daß Kant neben dem Verstand und der Sinnlichkeit ein drittes Vermögen annehmen müsse: die Einbildungskraft. Damit ergänzt er die am sprachlichen Urteil orientierte Analyse der Erkenntnis durch ein nichtsprachliches Element: die Zusammenfassung von Eindrücken zu einem ein *Bild* von etwas. Wo Haag über die Einbildungskraft schreibt (in Kapitel 6 und 7), scheint er allerdings mitunter ganz in Kants Zeit und Begrifflichkeit zurückzufallen, so daß eine Anwendung auf zeitgenössische Debatten außerhalb der Kantexegese nicht so leicht zu erkennen ist. Erstens wäre es besser, überhaupt auf solche Worte wie „Synthesis“, „Mannigfaltiges“ und „Einbildungskraft“ zu verzichten. Ohne neue Worte für alte Einsichten wird letztlich nicht klar, warum wir heute noch dasselbe sagen sollten wie Kant. Zweitens scheint Haag in seinen Schilderungen dessen, was die Einbildungskraft tut, einfach die von Strawson bei Kant diagnostizierte naive Fakultätenpsychologie zu betreiben.<sup>2</sup> Letztlich geht es natürlich weder Kant noch Haag um das, was *tatsächlich* unsere Erfahrungen von Gegenständen ermöglicht, sondern um das, was zu jeder Erfahrung eines Gegenstandes *notwendig* ist. Das bedeutet aber, daß man Kants Rede von verschiedenen Vermögen im Erkenntnissubjekt als Rede darüber verstehen sollte, was ein Subjekt leisten muß, um überhaupt etwas zu erkennen. Es mag sein, daß Eindrücke, bevor sie in Anschauungen und Urteile eingehen können, schon eine gewisse vorbegriffliche Einheit aufweisen müssen. Wie es aber zu dieser Einheit kommt, ist aus transzendentaler Sicht eigentlich unerheblich. Denn Kant schreibt über die Einbildungskraft, daß sie blind sei, und daß wir uns ihrer „selten nur einmal bewusst“ seien (KrV B 103). Daraus folgt letztlich, daß das, was die Einbildungskraft leistet, nicht zu dem gehört, was ein Erkenntnissubjekt selbst *tun* muß, um zu erkennen. Hier hätte sich Haag mehr auf die notwendigen und weniger auf die faktischen Bedingungen der Erfahrung konzentrieren können.

So weit ist jedenfalls sichtbar geworden, daß Haag mit Sellars und Kant die These vertritt, daß es zu einem Bezug auf empirische Gegenstände nur kommen kann, indem Einbildung, demonstrative Bezugnahme und Deutung zusammenkommen. Da Kant und Sellars diese Grundthese auf verschiedene

---

2 Peter F. Strawson: *The Bounds of Sense. An Essay on Kant's Critique of Pure Reason*, London 1966, 19 f.

Weise vertreten, läuft Haags Diskussion auf die Frage hinaus: Kant oder Sellars?

Haag plädiert für Kant, und warum er das tut, kann man nur sehen, wenn man sich den Unterschied zwischen Kant und Sellars klar macht. Der resultiert im Wesentlichen aus drei Punkten. Erstens sieht Sellars nicht ein, warum man heute noch ebenso strikt wie Kant zwischen primären Eigenschaften (Raum- und Zeitbestimmungen) und sekundären Eigenschaften (z. B. Farbigkeit) unterscheiden sollte. Zweitens, und in Einklang damit, geht Sellars davon aus, daß sich Repräsentationen anhand einer Eigenschaft, die sie selbst haben, auf ihren Gegenstand beziehen; daß sie aber nicht selbst die Eigenschaften haben, die sie am Gegenstand repräsentieren. Unsere Repräsentationen von Ausgedehntem sind also nicht ausgedehnt, unsere Repräsentationen von Farbigem sind nicht farbig, etc. Repräsentationen haben selbst Eigenschaften, die den Eigenschaften ihres Gegenstandes nur *analog* sind. Da Sellars nun drittens davon ausgeht, daß eine Repräsentation diese analogen Eigenschaften auch dann haben müsse, wenn sie ihren Gegenstand falsch repräsentiert (oder sogar gar keinen realen Gegenstand hat), folgert Haag, daß er „*alle* sinnlich wahrnehmbaren Eigenschaften in das wahrnehmende Subjekt verlegt“ (377).

Nun betonen Haag, Sellars und Kant gleichermaßen, daß es wesentlich sei, zwischen drei Dingen zu unterscheiden: unserer Repräsentation von einem Gegenstand, dem Gegenstand *qua* Repräsentiertem, und dem Gegenstand, wie er an sich selbst beschaffen ist.<sup>3</sup> Haag meint aber, daß man diese drei Dinge nur dann unterscheiden könne, wenn man zwischen primären Bestimmungen des Gegenstandes unterscheide, die dieser selbst als realer Gegenstand habe, und sekundären, die eigentlich nur unseren Vorstellung von ihm zukommen. Man kann dann sagen: Vorstellungen haben sekundäre Eigenschaften, ihre Gegenstände *qua* Repräsentierte haben primäre Eigenschaften, und die „Dinge an sich“ haben weder primäre noch sekundäre Eigenschaften. Eben das kann Sellars aber nicht tun. Für Sellars sind alle Formen, Eigenschaften und Bestimmungen unserer Vorstellungen nur *Analoge* der Formen, Eigenschaften und Bestimmungen ihrer Gegenstände. Folglich gibt es keinen erkennbaren Unterschied zwischen den Gegenständen unserer Erfahrung *qua* Repräsentierten und den „Dingen an sich.“ In dieser Lage, so Haag, ist Sellars gezwungen, anstelle der „Dinge an sich“ „Nachfolgerobjekte“ einzuführen, die nicht Gegenstände unserer Vorstellungen sind, sondern Gegenstände einer idealen Wissenschaft.

---

3 Siehe etwa 75; Wilfried Sellars: Kants Transcendental Idealism, Collections of Philosophy 6, 1976, 165-181, §17; KrV B 310.

Dazu ist erstens zu sagen, daß Sellars durch seine Nichtunterscheidung primärer und sekundärer Qualitäten keineswegs gezwungen ist, die Unterscheidung zwischen dem Gegenstand *qua* Repräsentiertem und dem „Ding an sich“ aufzugeben. Warum sollte man die dreifache Unterscheidung zwischen Repräsentationen, Gegenständen und „Dingen an sich“ nur dadurch ziehen können, daß man zwischen primären und sekundären Eigenschaften unterscheidet? Man kann doch einfach zwischen (1) dem Repräsentierenden, (2) dem dadurch Repräsentierten und (3) dem nicht dadurch Repräsentierten unterscheiden.

Zweitens ist zu bemerken, daß Haag vom „Ding an sich“ in einer Weise spricht, die nicht alternativlos ist. Er geht davon aus, daß es sich um Dinge handelt, die wir auf einer transzendentalen Ebene identifizieren können, und von denen wir dann annehmen müssen, daß sie unsere Sinne „originär“ affizieren (85). Entsprechendes kann man bei Kant zwar hier und da lesen, aber es widerspricht doch eindeutig anderen Dingen, die ebenso man bei Kant lesen kann. Zum Beispiel dem Satz, den Haag auf Seite 83 zitiert: „daß wir *eben dieselben* Gegenstände [der Erfahrung] auch als Dinge an sich selbst, wenn gleich nicht erkennen, so doch wenigstens müssen denken können“ (KrV B XXVI, Hervorh. geändert). Es führt kein Weg an der Einsicht vorbei, daß Kant wenigstens *hier* von *ein und demselben* Ding sagt, es erscheine *und* es sei ein „Ding an sich.“ Gegen die Annahme, es handle sich hier um zwei Hinsichten auf dasselbe, wendet Haag ein: da wir das „Ding an sich“ nicht unabhängig von der Erfahrung als so und so Bestimmtes identifizieren können, können wir es auch nicht mit dem Gegenstand der Erfahrung gleichsetzen (89). Das muß man aber auch nicht, wenn man annimmt, daß wir zuerst einen Gegenstand der Erfahrung als solchen identifizieren, und dann in der Reflexion auf die Erfahrung an *diesem* Gegenstand von allem absehen, was zur Erscheinung gehört.<sup>4</sup> Gerade *weil* wir das „Ding an sich“ nicht unabhängig vom Gegenstand der Erfahrung zu fassen kriegen, kann es sich nur um eine Hinsicht *auf* den Gegenstand der Erfahrung handeln. Wenn daß nicht ganz abwegig ist, dann muß Sellars gar nicht unbedingt streng zwischen den repräsentierten Gegenständen und den „Dingen an sich“ unterscheiden. Wenn er es dennoch tut, wäre es vielleicht angebracht, im Interesse der Sache von seiner Sicht abzuweichen.

---

4 Gerold Prauss: Kant und das Problem der Dinge an sich, Bonn 1974, 39. Man kann den Gegenstandsbezug unserer Anschauungen als „rigid designation“ auffassen, so daß man zwar an der Referenz festhalten, aber alle inhaltlichen Bestimmungen variieren oder abstrahieren kann; vgl. 413, wo Haag sagt, daß diese Vorstellung Kant „offensichtlich völlig fremd“ sei.

Auch was die Subjektivität aller wahrnehmbaren Eigenschaften angeht, könnte es sinnvoll sein, über Sellars hinauszudenken. Denn seine Ansicht, daß die Sinnesdaten, die im Täuschungsfall erklären, warum wir uns täuschen, auch im Erfolgsfall erklären müssen, warum wir uns nicht täuschen, führt zu der Annahme, daß wir die Gegenstände unserer Erfahrung nicht einmal dann *direkt* zu fassen kriegen, wenn wir sie erfolgreich erkennen. Jede Bezugnahme ist dann durch ein Datum vermittelt, das uns auch täuschen könnte. Erst deswegen beginnt die dreifache Unterscheidung zwischen Vorstellungen, realen Gegenständen und „Dingen an sich“ zu erodieren: Da wir den realen Gegenstand nicht einmal dann direkt repräsentieren, wenn wir ihn korrekt repräsentieren, ist nicht klar, wodurch er sich vom „Ding an sich“ unterscheiden soll. Dieses Problem ergibt sich aber nur, wenn man disjunktive Theorien der Wahrnehmung zurückweist, wie sie etwa McDowell vertritt (396).<sup>5</sup>

Hier ist nicht der Ort, McDowell zu verteidigen; mir scheint aber, Haag hätte mehr Geduld mit ihm haben können. McDowell schreibt, daß wir uns im Falle einer mißlungenen Bezugnahme nicht nur über die Welt täuschen, sondern auch über den Gehalt der Bezugnahme selbst. Das folgt daraus, daß Anschauungen „Demonstrativa der Sprache des Geistes“ sind. Denn Demonstrativa beziehen sich nicht anhand eines separierbaren Gehalts auf ihren Gegenstand; wenn der Gegenstand fehlt, fehlt auch ihr Gehalt. Wenn Anschauungen Demonstrativa sind, dann können wir uns also über ihren Gehalt irren, ebenso wie wir uns über den Gehalt des Ausdrucks „dieser Fleck“ irren können (McDowell 1998, 476 f.). Das widerspricht natürlich Sellars' Auffassung, daß auch eine mißlungene Bezugnahme einen Gehalt haben müsse; und auch Haag sieht nicht ein, wie wir uns über darüber täuschen können, ob wir überhaupt eine Anschauung haben oder nicht. Das ist aber nur seltsam, wenn man Anschauungen für innere Zustände hält. Wenn Anschauungen dagegen relational sind, können wir uns irren, ebenso wie wir uns darüber irren können, ob wir neben einem Baum stehen.

Nun weicht McDowell in diesem Punkt explizit von Sellars ab; und was er vorschlägt, mag auch „vollkommen unkantisch“ sein (393); auch wenn Haag letztere Behauptung nicht wirklich plausibel macht. Wenn es so ist, dann kann es einfach sein, daß man im Interesse der systematischen Fragestellung von Sellars und Kant abweichen muß. Genauer gesagt: Wenn man dann erstens das „Ding an sich“ nicht als numerisch vom Gegenstand der Erfahrung verschiedenes Ding auffaßt und zweitens im Erfolgsfall die Möglichkeit eines direkten, nicht durch subjektive Eindrücke vermittelten

---

5 John McDowell: Having the World in View: Sellars, Kant and Intentionality. In: Journal of Philosophy 95, 1998, 431–491.

Zuganges zum Gegenstand zuläßt, sind Wege über Sellars hinaus erkennbar, die vielleicht nicht zu Kant zurückführen.

Das alles tut dem, was Haag positiv leistet, keinen Abbruch. Im Laufe seiner Diskussion schafft er es nicht nur, ein weitgehend überzeugendes Bild von Kants und Sellars' teilweise kryptischen Überlegungen zu geben, sondern auch zu zeigen, wie und wo ihre Auffassungen im Kontext aktueller Debatten relevant und wichtig sind.

Boris Hennig, Pittsburgh